

Die nachhaltige Region

Andreas Exner

Wir sind Region, proklamieren Plakate entlang der Straßganger Straße in Graz, die an mir vorüberziehen, während ich schwitzend heimwärts radle. Das klingt nach Slogans wie *Wir sind Weltmeister*, *Wir sind Papst*, oder *Wir sind das Volk*. Ich frage mich, ob ich mich durch dieses *Wir*, das mir entlang einer stark von Autos frequentierten Straße entgegenruft, angesprochen fühlen soll. *Wir sitzen alle in einem Boot*, heißt es häufig in politischen Diskussionen. Diese anachronistische Metapher stammt aus einer Zeit, wo die kollektive Anstrengung und Zusammenarbeit, die es braucht, um ein Boot sicher von einem Hafen in den anderen zu steuern, noch nicht durch die individualisierte Unabhängigkeit abgelöst worden war, die uns die Verbrennung fossiler Ressourcen scheinbar ermöglicht. Inzwischen ist weithin bekannt, mit welch hohem Preis diese Unabhängigkeit erkaufte wird, und dass ihn vor allem jene bezahlen werden, die nach uns kommen; im übertragenen wie auch im wörtlichen Sinn.

Doch sitzen die Menschen, die sich auf dieser Straße bewegen, wirklich alle *in einem Auto*? Ich denke dabei nicht nur an die unterschiedlichen Möglichkeiten, sich fortzubewegen, die der Klimaaktivismus zusehends politisiert. Denn das Plakat lässt eine Definition der *Region* vermissen, die *wir* vorgeblich bilden. Also geht der *Region* das *Wir* voraus? Das scheint auf den ersten Blick durchaus Sinn zu machen. Allerdings befinden sich in den Autos, auf den Fahrrädern und im öffentlichen Bus, der hier verkehrt, oder auf den Gehsteigen, die wie eine harte Flussverbauung diesen Strom an Autos kanalisieren, sehr verschiedene Menschen. Keinesfalls sind sie in der gleichen *Region* geboren. Leben sie denn überhaupt in derselben *Region*? Bilden ihre Weltsichten und Gefühle, die Schemata ihres Denkens und ihre kulturellen Muster nicht recht verschiedene Regionen – Signaturen gleichsam, die sich in ihre Körper und Konzepte, in die Routinen und Gegenstände ihres alltäglichen Lebens eingeschrieben haben, Spuren ihrer Biographien, Wünsche, Träume? Wo aber läge dann der Unterschied zwischen *Ort*, *Region*, und *Gebiet*, der *Heimat* oder einem *Kontinent*, der *Landschaft* oder einer *Gegend*? Sind dies alles doch Begriffe, die erst der Deutung der unterschiedlichen Räume von Alltagsroutinen und politischen Diskursen entspringen, die immer auch umkämpft und uneindeutig bleiben – flüssig gewissermaßen, und porös. Die *Region*, die *wir* bilden, ist also mit Sicherheit kein

physisch abgrenzbares Territorium. Es handelt sich aber auch nicht um ein soziales Territorium, dessen *Wir* vom Straßenrand aus bloß adressiert zu werden braucht. Ich frage mich, ob jene, die dieses Plakat zur Förderung der *regionalen Wirtschaft* entworfen haben, sich dessen wohl bewusst gewesen sind und gezielt mit dem Paradoxon werben, eine Entität anzusprechen, die nicht existiert?

Die eingangs erwähnten Slogans, die sich der gleichen Paradoxe bedienen, scheinen darum bemüht zu sein, sich ein äußerliches Subjekt symbolisch einzuverleiben: den Papst, einen Weltmeistertitel, die Gesamtheit der scheinbar Gleichen, die ein Volk bilden sollen; und ja, die Region, die wie ein von ihnen unabhängiger Raum die Menschen zu umfassen scheint. Der Effekt dieser Einverleibungen besteht darin, eine kollektive Identität zu konstruieren. Diese Identität konstituiert sich mit Bezug auf ein spezifisches Objekt (den Papst, den Weltmeistertitel etc.), mit dem sich das *Wir* gleichsetzt, identifiziert. Der Weltmeister ist dann keine Fußballtruppe, deren Leistungen belohnt werden, sondern eben *wir*. Die Region erscheint in diesem Licht wie eine Souveränität, ein Subjekt beinahe, gleichsam ein Weltmeister oder Papst, ein Volk. Dieses Subjekt erscheint in seiner Äußerlichkeit der Aneignung zu bedürfen: *Die Region, das sind doch wir!* Seltsam im Dunkeln freilich bleibt die Quelle dieses Rufs. Sicherlich weist das deutlich sichtbare Logo auf den Werbeplakaten bestimmte soziale Akteur:innen als dessen Ursprung aus. Doch scheinen diese im selben Moment alle Spuren zu verwischen, uns als Autor:innen dieses *Wir*, das diese Akteur:innen erst konstituieren, zu entgehen. Das *Wir* dieses Plakats bezieht alle ohne Unterschied mit ein, und obwohl der Ruf eindeutig bestimmbaren Akteur:innen entspringt, sagt er damit das genaue Gegenteil. *Wir alle*, so könnte die Botschaft übersetzt werden, sind die *Autor:innen der Region*. Dass damit die partikularen Interessen der eigentlichen Autor:innen als die Interessen aller dargestellt werden, sofern sie dem Ruf auch folgen, ist ein Effekt, der erstere durch Zuspruch letzterer hegemonialisiert. Dieser Mechanismus ist an sich wohlbekannt (Althusser 1977). Nicht nur die Region, sondern auch die Nation oder die *Heimat* zählen zu seinen Resultaten. Damit werden verschiedene Gesichtspunkte und heterogene Lebensrealitäten nivelliert, Differenzen scheinbar eingeebnet.

Dieser Mechanismus entspricht der weit verbreiteten Rhetorik der *Win-Win-Situationen*, die unvereinbare Ziele ideologisch in einem von bestimmter, interessierter Seite konstruierten *Wir* zusammenschließen, dem nur allzu viele zu folgen bereit sind, die sich in NGOs, zivilgesellschaftlichen Initiativen und öffentlichen Debatten engagieren. Im Rahmen dieses *Wir* erscheinen etwa Wirtschaftswachstum und Klimaschutz als miteinander kompatible Zielsetzungen, die *wir alle* mit Blick auf ökonomische und ökologische Interessen teilen.

So werde also auch ich nolens volens in ein *Wir* einbezogen, das zum überwiegenden Teil aus Menschen besteht, die sich im Auto fortbewegen, während ich am Rad schwitze.

Der nachhaltige Reiz der Region

Was überhaupt macht die Region – ich lasse die Anführungsstriche ab hier der Einfachheit halber weg – zu einem derart wichtigen, ja, zunehmend attraktiven Begriff mit Blick auf eine nachhaltige Entwicklung? Erst die assoziativen Bedeutungen, die sich an die Vorstellung von Regionalität heften, verleihen ihr einen sozialen, ökonomischen und politischen Gehalt. So wird der Begriff der Region oft mit räumlicher Nähe verbunden, die vielen das Gefühl einer auch sozialen Nähe vermittelt. Diese Nähe weckt unter anderem die Hoffnung, die sozial-räumlichen Verhältnisse besser gestalten zu können. Dies kann offen regressive Züge annehmen, wenn jene Hoffnung mit der Idee einer naturhaften Abstammungsgemeinschaft verbunden wird. Oder sie wird mit einem vagen Verständnis von Nachhaltigkeit liiert. Dabei kommt die Notwendigkeit, die Beziehungen der Menschen untereinander sowie zur Natur demokratisch zu gestalten, um eine nachhaltige Entwicklung auf den Weg zu bringen, in der verdinglichten, zu einer Wesenheit *sui generis* essenzialisierten Idee der Region mystifiziert zum Ausdruck. *Regional ist das neue bio*, heißt es deshalb zum Beispiel häufig in der aktuellen Diskussion. Freilich folgt in Wahrheit aus räumlicher keineswegs auch eine soziale Nähe, ebenso wenig wie soziale Nähe einer räumlichen Nachbarschaft bedarf. Es ist höchst fraglich, dass die politische Gestaltung gesellschaftlicher, das heißt sozial-räumlicher Verhältnisse, Nahebeziehungen räumlicher wie sozialer Art voraussetzt.

Einige Tage nachdem mich dieses *Wir* auf seine eigentümlich schillernde Weise angesprochen hat, sehe ich es erneut bei meinem Gang zur Apotheke. Nun aber trägt das Plakat einen anderen Ruf, der mich nicht betrifft. Nicht ich werde hier adressiert, sondern das Plakat proklamiert: *Wir steirischen Bäcker*. Die uferlose Uneindeutigkeit des *Wir sind Region*, die mich zur kritischen Reflexion anregte, und in der ich mich zu verlieren drohte, verflüchtigt sich mit einem Schlag wie Morgen Nebel im Tageslicht. Alles klingt nun ganz profan: Steiermark, Bäcker. Das *Wir*, das waren die Bäcker! Das erste Sujet fungiert offenbar nur als eine rhetorische Eintrittspforte einer Serie von Proklamationen, die uns zuerst einbeziehen und in der Region aufgehen lassen, um uns im zweiten Schritt wieder davon zu entfernen. Dieses Gleiten des Signifikanten, wie wir mit Jacques Lacan konstatieren könnten (Lang 1973), erweist sich als politisch produktiv: Die Chronologie der Plakate vermittelt eine Identifikation von mir auf dem Rad, Menschen in ihren Autos, Bäckern, und der Steiermark als Region. Die Bäcker der Steiermark (verschwiegen werden uns die Bäckerinnen), die mich zuvor womöglich kalt gelassen haben, rücken plötzlich so nah an mich heran, dass nun sie die Region, die mich im ersten Schritt mit anheimelndem Unterton angesprochen hatte, zu verkörpern scheinen: *Wir = Region = Steiermark = Bäcker*. Der Signifikant *Region* gleitet dabei zwischen zwei verschiedenen Positionen. Der Abschnitt *Wir = Region* der Bedeutungskette konstituiert die Lesenden per Anrufung als Subjekt, wogegen der Abschnitt *Steiermark =*

Bäcker das Subjekt mit dem Territorium der Steiermark identifiziert und die *Bäcker* als Metonym für die Region einführt, womit die Identifikation mit der Region in eine Identifikation mit Bäckern umschlägt.

Dieses Spiel wiederholt sich tags darauf bei einem Spaziergang in der Innenstadt. Am Eingang einer versteckten Gasse, die in einen der luftigen, eleganten Innenhöfe führt, lese ich: *regional können wir!* und *regional wollen wir!* Auch das ist reichlich nebulös. Fast klingen diese Sätze, als wäre Regionalität eine Fähigkeit und ein Wunsch zugleich. Ich denke an ein Bewerbungsgespräch, in dessen Verlauf die Aspirantin unterstreicht, dass sie den Job will und den Job auch wirklich machen kann. Das Schild, auf dem ich die beiden Sätze lese, signalisiert schon optisch *Nachhaltigkeit*, mit einer wie von Hand geschriebenen Schrift, indem es die verbreitete Assoziation von Nachhaltigkeit mit Handwerk aufruft. Sei es, dass Regionalität doch nicht so sexy wirkt, wie ein Werbetext eigentlich wirken sollte; sei es, dass gerade darin ihr eigentlicher Reiz zu liegen scheint: Das Schild ergänzt ganz unten noch ein *Da gibt's was zu entdecken!* Angelockt von dieser verheißungsvollen Vision trete ich in die Gasse, die das Geschäft beherbergt, das sich hier bewirbt. *Schmankerl* gäbe es hier, so wird mir mitgeteilt, *Kreatives* und *Design*, *Souvenirs* auch, und das alles *Made in Styria. 40 Schritte*, so sagt die nächste Wegmarke, trennten mich noch von diesen *Entdeckungen*. Doch ähnlich wie im Fall der Plakatserie, folgt die Enttäuschung wahrlich auf dem Fuße. Prangt doch einige Meter weiter der Umriss der Steiermark in Großformat; grün, natürlich, mit einer Reihe von braunen Symbolen, die sich um Graz herum zentrieren und an hölzerne Schubladen erinnern. Dort also warten die *Entdeckungen*, denke ich bei mir.

Die Region, so scheint's, ist eine Mogelpackung. Sie verspricht viel, und bleibt doch dürftig. Am Ende, das illustrieren nicht allein die beiden Beispiele dieses Essays, ist die Region nichts anderes als die altbekannte Steiermark. Der undefinierte Charakter der Region, der durch das Gleiten des Signifikanten beinahe beliebige Bedeutungsketten zu erzeugen erlaubt, die spezifischen politischen und ökonomischen Strategien dienen, macht dieses Wort zunächst zu einem *leeren* Signifikanten. Der verspricht allen alles, weil er nichts Konkretes zu beinhalten scheint, auf nichts Genaues verweist, und gerade deshalb den Raum für unsere Imaginationen öffnet. Als leerer Signifikant wirkt die Region wie ein Vergrößerungsglas, das alles in unserer Nähe unscharf macht; sie ist ein Tagtraum, Fata Morgana. Im zweiten Schritt gleicht die Region einem Kameraobjektiv, dessen Fokus scharf gestellt wird. Es ist dies der Punkt, an dem die Region sich auf die konventionelle politische Geographie zurückzieht. Die Region wird von klaren Grenzen eingeschlossen. Nichts fließt über sie hinaus. Sie kann dingfest gemacht werden, eingetragen auf einer Landkarte. Hier ist nichts mehr zu entdecken.

Nachhaltige Grenzen?

Die seltsame Oszillation der Region zwischen unscharfer Weite und eindeutiger Enge ähnelt auf bezeichnende Weise einem Wort, das der Region häufig zugesellt wird: der Nachhaltigkeit. Auch sie fungiert als leerer Signifikant (Brown 2016). Seit die Bundeswehr jüngst ihr Wirken der Deutschen Bundesregierung als sozial nachhaltig anempfohlen hat, ist restlos klar geworden, dass diesem Wort kein Inhalt eignet. So ubiquitär ist die Nachhaltigkeit geworden, dass selbst diese Diagnose nicht mehr provoziert. Dies hindert freilich nicht daran, Nachhaltigkeit begrifflich präzise zu konkretisieren: als ein gutes Leben für alle in einer friedlichen, das heißt auf freier Kooperation beruhenden Gesellschaft, die keine inhärente Krisentendenzen aufweist, wie dies für Gesellschaften der Fall ist, in denen die kapitalistische Wirtschaftsweise dominiert. Demnach sind Armeen grundsätzlich Ausdruck nicht-nachhaltiger gesellschaftlicher Zustände, deren Lösung eine sozial-ökologische Transformation erfordert.

Was bedeutet das für die Region? Nachhaltigkeit wird häufig darauf bezogen, und es ist wohl der Glaube daran, gesellschaftliche Verhältnisse ließen sich mit Verweis auf Regionalität besser gestalten – also irgendwie *nachhaltiger* – der die Paarung dieser Worte aus sich hervortreibt. Aber auch die Nachhaltigkeit fungiert als leerer Signifikant. Mögen bestimmte Akteur:innen konkrete Vorstellungen, gar Maßzahlen damit verbinden, so sind doch diese Vorstellungen insgesamt derart verschieden, dass Nachhaltigkeit vor allem *eine* Funktion erfüllt: eine gesellschaftliche Einheit zu bezeichnen, die *realiter* nicht besteht, sondern bestenfalls die Hegemonie bestimmter Gruppen zementiert; in Gesellschaften mit vorrangig kapitalistischer Wirtschaftsweise sind das zunächst die Interessensgruppen des Kapitals. Die Region erscheint in der Folge wie eine feste Entität, die sich im wogenden Meer weltweiter Turbulenzen, der Verkettungen internationaler Unruheherde und in den unberechenbaren globalen Verflechtungen wie eine Insel aus Stein und Fels ausnimmt, die eins auch gut dem Faktum der Globalität entziehen könnte – fast so, wie das Werbeschild in der Innenstadt die Steiermark imaginiert: Ihr grüner Umriss schwebt auf weißem Grund wie ein Territorium, an dessen Grenzen die Welt endet. Sie scheint für sich und aus sich zu existieren. Mittendrin ist's braun. Dieser defensive Lokalismus (Winter 2003) bleibt politisch fragwürdig, weil er von falschen Annahmen ausgeht, und falsche Werte vertritt. Sie sind falsch, weil sie sich nicht verallgemeinern lassen – in einer Welt, die schon seit Langem den ganzen Planeten umfasst, also von vornherein und immer eine globale Welt darstellt.

Selbst wenn die Werte moralisch gutzuheißen wären, ließen sie sich nicht umsetzen. Denn konsequent gedacht müssten die Steiermark und jene, die dieses Konstrukt über bloß pragmatisch-administrative Funktionen hinaus mit Glanz und Glorienschein versehen, dann alles Nicht-Steirische verwerfen, sich davon kulturell reinigen und auf eigenen Füßen stehen.

Die Absurdität eines solchen Unterfangens lässt sich zum Beispiel mit einem Blick auf die hiesige Kulinarik illustrieren. So ist etwa der Kürbis, der in der Werbung und im öffentlichen Bewusstsein eng mit der Steiermark verbunden wird, kein steirischer, sondern – wenn schon – ein Gemüse der alten Maya, das sich spanische Kolonisten angeeignet haben. Mais, Fisolen und Bohnen entstammen ebenfalls der züchterischen Genialität der Indigenen und dem natürlichen Reichtum Südamerikas, wie auch die Kartoffel. Das oft der hiesigen Folklore als ein steirisches eingemeindete Backhendl beruht tatsächlich auf einem historischen Import aus Indien. Und während sich Mais, Kürbis, Fisolen und Bohnen durchaus leidlich auf den Äckern Mitteleuropas machen, wächst der Pfeffer weiterhin in den Tropen, nicht in der Steiermark. Ziehen wir das koloniale Raubgut und zufällige historische Einwanderungen von der steirischen Küche ab, bleibt wenig von ihr übrig. Die Steiermark wäre kaum etwas ohne den Rest der Welt. Zur Insel taugt sie jedenfalls nicht.

Doch dieser erste Rundgang durch die unauflösliche Verflechtung der hiesigen Imaginationen von Regionalität mit dem, was das Regionale sich als das Globale allzu oft vom Leibe halten will, betraf nur das Essen. Zwar wird dieses gemeinhin als besonders wichtiger Ansatzpunkt für Regionalität und Nachhaltigkeit betrachtet, doch besteht das moderne Leben nicht nur aus steirischen Backhendln und Kürbiskernöl, sondern ebenso aus Laptops und Brillengläsern, Fahrrädern und PKWs, aus Kühlschränken, Waschmaschinen und Bahnverbindungen; von Unterhosen, Socken, T-Shirts, Duschgel und allerlei anderen Alltagsdingen ganz zu schweigen.

Die in der Steiermark ansässigen Menschen könnten sich selbst ohne Verzicht auf Mais und Bohnen nicht mit den landwirtschaftlichen Produkten ernähren, die unter den ökologischen Verhältnissen dieses Raums gedeihen. Sie hätten auch keine Metalle mehr zur Verfügung, die großteils schon in der Neuzeit ausgebeutet worden sind, und nicht einmal näherungsweise an die heute erforderliche Palette verschiedener metallischer Rohstoffe heranreichen. Die gesamte Petrochemie würde ihnen fehlen, und damit der Großteil der chemischen Industrie überhaupt. Und wir dürften dabei nicht nur von den Aktiva sprechen, die sie ihrer Regionalbilanz konsistent verbuchen könnten, sondern müssten auch von den Passiva sprechen, denn zu den Werten des defensiven Lokalismus zählt ja zumeist auch die Imagination eines besonderen Fleißes, dem die Region angeblich ihre nachhaltige Prosperität verdankt.

Einmal ganz davon abgesehen, dass der willkürliche Umriss der Steiermark als politisch-administrative Einheit keinen Bezug auf sinnvolle soziale, ökologische oder kulturelle Kriterien einer Wendung einer in vielfacher Weise krisenhaften gesellschaftlichen Situation zum Besseren aufweist oder herstellen lässt, so entbehrt auch ihre Identifizierung mit der Region als einer nachhaltigen jeder Grundlage. Weder ist die Steiermark nachhaltig, wenn damit ein Ausmaß von Mitweltschäden gemeint ist, das sich moralisch im Sinn einer planetarischen Globalität beinahe

noch vertreten ließe, noch kann sie je nachhaltig sein; nicht jedenfalls auf einem angemessenen Lebensniveau. Die Paarung der beiden leeren Signifikanten *Region* und *Nachhaltigkeit* ergibt somit ein doppeltes Nichts, das – ganz im Gegenteil zum wirklichen ideologischen Effekt dieser Paarung – in Hinsicht auf die Bemühungen zu einer besseren Gestaltung sozial-räumlicher Verhältnisse wirkungslos bleibt, ja kontraproduktiv sein kann und in vielerlei Art auch ist.

Doch selbst wenn wir dem Regionsbegriff eine ökologische Fundierung geben wollten, würden wir ins Leere greifen. Der Bioregionalismus hat sich an dieser Frage erfolglos versucht (Hamm & Rasche 2002). Dieser Ansatz geht von einem »ökologischen Lebensraum« aus, »in dem alle Kompartimente, also Pflanzen, Tiere und der Mensch eine das Überleben sichernde Gemeinschaft bilden« (Hamm & Rasche 2002, S. 13). Die Natur kennt zweifelsohne Grenzen, angefangen beim Organismus bis hin zur Rasenkante. Doch bleiben diese Grenzen immer relativ und sind einer bestimmten, durchaus menschlichen Perspektive geschuldet. Auf der subatomaren Ebene hat der Organismus keine Grenze, die sich der menschlichen Betrachtung als offensichtlich anbieten würde, und die Rasenkante ist eine bloß lokale Diskontinuität, zudem vom Menschen hergestellt, die sich verflüchtigt, werden die Konstellationen der Pflanzenarten, die einen Rasen bilden, mit vielen anderen verglichen. Grenzen lassen sich durchaus ziehen, doch zieht sie in allen Fällen ausnahmslos der Mensch. Sind die Alpen eine Übergangszone zwischen der nord- und südalpinen Bioregion? Oder doch eher eine Grenze zwischen beiden? Stellen die Alpen eine Bioregion für sich dar, oder sind sie nur integraler Randbereich viel weiter ausgreifender Bioregionen? Es nimmt daher nicht Wunder, dass sich in regionalen Monographien wie ein Stehsatz die Bemerkung wiederholt, die in Rede stehende Region befände sich am Schnittpunkt verschiedener Floren- und Faunenregionen, was ihre besondere Charakteristik und Vielfalt erkläre. Dieser sich wiederholende Eindruck entsteht schlicht aus dem Umstand, dass sich ökologische Grenzen, die sich durchaus objektivieren lassen, doch immer aus der menschlichen Betrachtung ergeben. Sie verschieben sich bei wechselnden Maßstäben, Abgrenzungskriterien und Methoden.

Es ist auch gar nicht zu begründen, warum eine Orientierung an sogenannten Bioregionen dafür eine Richtschnur abgeben sollte, wie die vielfältigen Beziehungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen im Feld ihrer abiotischen Lebensbedingungen zu gestalten wären (vgl. Hamm & Rasche 2002). Selbst wenn ein behauptetes natürliches Sein im Sinn wesenhaft zusammengeschlossener räumlicher, sozialer und ökologischer Eigenschaften ein menschliches Sollen implizierte, kommen wir damit keinen Schritt weiter. Denn wie gesagt lässt sich dieses natürliche Sein erst unter den Auspizien menschlicher Zwecke, Kriterien, Maßzahlen und Maßstäbe in Regionen untergliedern, die mit jedem Wechsel derselben auch ihre Umrisse verändern. Die Natur ist objektiv und bleibt dennoch vieldeutig.

Die Region wird freilich nicht in allen Fällen mit existierenden politisch-administrativen Grenzen identifiziert. Mitunter setzt das ebenso Unbestimmte wie Unbestimmbare der Region auch eine eigene Kreativität frei, die zu neuen Regionalisierungen führt. Diese verbleiben zwar in vielen Fällen innerhalb der Grenzen politisch-administrativer Einheiten wie etwa der Steiermark, oder bedienen sich der Bezirksgrenzen, um ihren eigenen Umriss zu bezeichnen. Dennoch hat Nachhaltigkeit auf dieser Skalenebene eine andere Bedeutung als auf der Ebene von Bundesländern. Daran wird noch einmal die Hoffnung deutlich, mit der nachhaltigen Region würden besondere Gestaltungspotenziale zugänglich, die gerade die üblichen Ebenen politischer Entscheidungen – das Bundesland oder der Nationalstaat – nicht zu bieten scheinen. Die Region wird dabei auch kaum je auf eine einzelne Stadt bezogen, sondern umfasst in der Regel mehr, und vorzugsweise im so genannten ländlichen Raum, das heißt unter Einschluss dünn besiedelter Gebiete. Dabei hat Nachhaltigkeit eine zweifache Rolle. Entweder die Region wird vorrangig für die Zwecke der Vermarktung von Produkten und Dienstleistungen – vor allem im Tourismus – konzipiert, wobei Nachhaltigkeit sekundär hinzutritt, um die Hegemonie solcher Regionen und der sie bestimmenden Akteur:innen und Interessenslagen abzusichern. Oder aber es werden von vornherein Regionen der Nachhaltigkeit imaginiert, so etwa im Fall der österreichischen Klima- und Energie-Modellregionen. Diese bleiben jedoch eher administrative Konstrukte, die keine politische Zugkraft entfalten und kaum Impulse setzen können, was freilich auch für andere Ansätze sozial-ökologischer Transformationen bislang gilt.

Bezeichnenderweise scheint demgegenüber die Imagination der Grenzlandregion einer Zeit anzugehören, als die Europäische Union für die Akteur:innen der Regionalisierung in Österreich noch keine Rolle spielte, sich die Traumlandschaften Österreichs noch entlang von Grenzlandwanderwegen und in quer zu etablierten politisch-administrativen Grenzziehungen liegenden territorialen Allianzen entfalteten, die Alpen-, Alpen-Adria-, Alpen-Adria-Pannonia- oder Donau-Regionen gebaren. Diese leben zwar in diversen institutionellen Namen und Dokumenten fort, haben jedoch kaum Attraktivität und reale politische Bedeutung entfaltet. Auch wenn der Ansatz, Regionalität von ihren Grenzen her zu denken und diese in die Elemente neuer Verbindungen umzudeuten, politisch nach wie vor interessant sein kann, entgeht auch dieser freilich nicht der Problematik, dass sich die notwendigen ökologischen Begrenzungen menschlichen Handelns nicht umstandslos mit räumlichen Grenzen identifizieren oder von dort aus sinnvoll denken und in soziale Praktiken, Institutionen und Normen übersetzen lassen.

Orte und Beziehungen

Lässt sich angesichts des schwarzen Lochs, in dem die nachhaltige Region umso mehr zu verschwinden scheint, je mehr eins sich ihr kritisch widmet, noch Positives zum Verhältnis von sozial-ökologischen Transformationen und Raum aussagen? Anders gefragt: Wo könnten politisch verallgemeinerbare und ökologisch sinnvollere Regionalisierungen ansetzen?

Solche Ansatzpunkte lassen sich durchaus ausmachen. Sie finden sich allerdings weder im *Wir* hegemonialer Strategien noch in politisch-administrativen Schablonen; sie leuchten uns nicht in einer vermeintlich grundlegenden ökosystemischen Natur entgegen und befinden sich nicht auf der Ebene der rhetorischen Techniken touristisch-kulinarischer Vermarktung. Sozial-ökologische Transformationen nehmen vielmehr von den Orten des alltäglichen Lebens ihren Ausgang. Damit ist nicht gemeint, dass sich die Alltage von Menschen von vermeintlich höheren Sphären der Politik oder der Entscheidungen eines Subjekts namens Wirtschaft unterscheiden ließen, sondern dass alle diese niederen und höheren Sphären eine einzige ontologische Ebene teilen, nämlich die der Orte sozialer Praktiken. Diese stellen die Subjekte der Beharrung, des Widerstands oder der Veränderung mit Blick auf sozial-ökologische Transformationen ebenso her wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sich Praktiken und ihre Subjekte reproduzieren. Die Subjekte produzieren ihrerseits im selben Zug jene Verhältnisse. Diese umfassen spezifische Verräumlichungen, unter anderem der Region.

Mit Blick auf eine Veränderung zum Besseren, die im Abbau von Herrschaftsverhältnissen, im Respekt für die nicht-menschliche Mitwelt und ihre Lebensinteressen, und in der so weit irgend möglichen Wiedergutmachung historischen Unrechts im Globalen Süden bestehen, sind vor allem die Praktiken der Herstellung von Beziehung von entscheidender Bedeutung. Sie folgen einer anderen Rationalität als die der Markttransaktion und bergen das Potenzial, sich an einer Demokratisierung aller Lebensbereiche im Sinn von Demokratie als Lebensform auszurichten. Die sozial-ökologischen Transformationen der verorteten Beziehungen, von denen her sich die Veränderung von Subjekten und gesellschaftlichen Verhältnissen bewirken lässt, können nicht auf derselben territorialen Ebene oder einer einheitlichen territorialen Dimension von kleineren und größeren Skalenebenen abgebildet werden, gerade weil sie sich allesamt auf einer einzigen ontologischen Ebene befinden. Vielmehr schaffen sie eine Vielzahl von Territorialisierungen, die sich in komplexen Geweben und Querungen ineinander verstricken. Sie lassen sich immer nur von konkreten Orten sozialer Praktiken aus denken. Das Territorium einer Solidarischen Produktionskette, innerhalb derer verschiedene Unternehmen faire Preise untereinander aushandeln, die beispielsweise abweichende Lebenshaltungskosten berücksichtigen, sowie die Kapazitäten der korrespondierenden Betriebe, ist dann nicht deckungsgleich mit der Territorialisierung, die sich im Ver-

lauf der Praktiken fairen Handels mit den Haushalten des Konsums ergibt. Solche vielfältigen Territorialisierungen überlappen und überschneiden sich, ohne je einer einzigen politisch-administrativen Einheit zuzugehören. Sie können prinzipiell gesprochen alle Produkte und Prozesse eines Ortes umfassen, dessen Grenzen immer im Ungefährten bleiben, auch wenn er sich von einem Zentrum her genau bestimmen lässt. Viele Naturen würden sich in ihnen kreuzen und sich aus allen Richtungen kommend in ebenso viele Richtungen zerstäuben. Die Welt dieser Form von Nachhaltigkeit hätte keinen Mittelpunkt. Sie hätte vielfache Begrenzungen, die sich aber nicht mehr vom scheinbaren archimedischen Territorium schlechthin, der einen einzigen Region der Nachhaltigkeit, oder einer nestförmig angeordneten Hierarchie von Regionen, ableiten oder damit vermitteln ließen.

Literatur

- Althusser, L. (1977 [2010]). *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, 1. Halbband. Hamburg: VSA.
- Brown, T. (2016). Sustainability as Empty Signifier: Its Rise, Fall, and Radical Potential. *Antipode*, 48(1): 115-133. <https://doi.org/10.1111/anti.12164>.
- Hamm, B., Rasche, B. (2002). *Bioregionalismus. Ein Überblick*. Abrufbar auf <http://www.uni-trier.de/fileadmin/forschung/ZES/Schriftenreihe/053.pdf> [Zugriff: 06. Juli 2022].
- Lang, H. (1973 [1986]). *Die Sprache und das Unbewußte. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Winter, M. (2003). Embeddedness, the new food economy and defensive localism. *Journal of Rural Studies*, 19(1): 23-32. [https://doi.org/10.1016/S0743-0167\(02\)00053-0](https://doi.org/10.1016/S0743-0167(02)00053-0).